

Samantha Hayes
Das Dunkel in dir

Buch

Vor knapp zwei Jahren wurde der englische Ort Radcote in Warwickshire von einer Reihe von Teenagerselbstmorden heimgesucht. Unter den Toten war auch der neunzehnjährige Simon Hawkeswell, der sich auf dem Grundstück seiner Eltern erhängte. Er hatte das perfekte Leben, vor ihm lag eine hoffnungsvolle Zukunft. Den Grund, warum er sich das Leben nahm, haben seine Familie und seine Freunde nie erfahren. Die Selbstmorde setzten allen Dorfbewohnern zu, und erst allmählich fühlt das Leben in Radcote sich wieder etwas normaler an. Doch dann stirbt ein junger Mann bei einem schrecklichen Motorradunfall, und bei seinen Sachen findet die Polizei einen Abschiedsbrief.

Detective Inspector Lorraine Fisher ist gerade in Warwickshire angekommen, um ein paar entspannte Sommerwochen bei ihrer Schwester Jo zu verbringen, aber die Atmosphäre im Haus ist angespannt. Jos Sohn Freddie wirkt, als würde ihn irgendetwas sehr belasten, er weigert sich jedoch, darüber zu sprechen.

Als sich ein zweiter obdachloser Junge das Leben nimmt und dann auch noch Freddie verschwindet, weiß Lorraine, dass sie schnell handeln und herausbekommen muss, ob es sich bei den Todesfällen wirklich um Selbstmorde handelt. Und sie muss Freddie finden, bevor es zu spät ist ...

Autorin

Samantha Hayes wuchs in den englischen Midlands auf und wünschte sich schon mit zehn Jahren sehnlichst eine Schreibmaschine. Doch erst nach vielen Reisen und beruflichen Umwegen erfüllte sie sich ihren Traum und verfasste ihren ersten Roman. Während eines Australienaufenthalts lernte sie ihren Ehemann kennen. Mit ihm und ihren Kindern lebte Samantha Hayes für einige Zeit in den USA, bevor sie schließlich in ihre Heimat England zurückkehrte, wo sie, wenn sie nicht gerade schreibt, alte Häuser renoviert.

Von Samantha Hayes außerdem bei Blanvalet lieferbar:

Aus tiefster Seele (38257)

SAMANTHA
HAYES

Das
Dunkel
in dir

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Sabine Schilasky

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel *Before You Die* bei Century, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Februar 2016

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © Samantha Hayes 2014

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotive: Trevillion Images/Gary Isaacs; Shutterstock

Redaktion: Ulrike Nickel

AF · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0210-3

www.blanvalet.de

Meinen Eltern, Avril und Graham, in Liebe

Prolog

Ich klammere mich an ihn, während der Wind über meinen Körper peitscht, in meinen Geist stürmt und all meine Gedanken davonfegt. Die Bäume und Hecken kommen mir vor wie gefährliche Blitze, die flirrend in der Dunkelheit vorbeirauschen. Als er noch mehr Gas gibt, packe ich seine Taille fester und presse das Gesicht an sein T-Shirt. Sein Rücken fühlt sich warm an, und die Muskeln unter dem Stoff sind angespannt.

»Alles okay?«, brüllt er und dreht den Kopf halb nach hinten.

»Das ist *fantastisch*«, rufe ich durch das Visier meines Helms, obwohl er mich vermutlich gar nicht hören kann. Sein Kopf hingegen ist ungeschützt, denn es hing nur ein Helm am Lenker, als wir das Bike stahlen, und er bestand darauf, dass ich ihn aufsetze.

»Willst du, dass ich noch mehr Speed mache?«

Mein Herz schlägt schneller. Ich weiß nicht recht, ob vor Angst oder Aufregung oder vor beidem. Über seine Schulter spähe ich zum Tacho: neunzig Stundenkilometer, doch es kommt mir doppelt so schnell vor.

Trotzdem feuere ich ihn an. »Ja, gib ruhig Gas«, schreie ich aus Leibeskräften und drücke kurz seine Schultern, um die Ernsthaftigkeit meiner Worte zu bekräftigen.

Als er die Maschine dröhnend beschleunigt und aus

einer Kurve heraus in eine lange Gerade steuert, die Devil's Mile, Teufelsmeile, genannt wird, rutsche ich durch die Fliehkraft auf meinem Sitz nach hinten, drücke die Beine gegen das Motorrad und verstärke den Griff meiner Hände um seine Taille. Vor uns erstreckt sich die Straße wie ein dunkles Band im Mondlicht.

Immer mehr dreht er auf, treibt die Maschine an ihre Grenzen. Mit kraftvollem Heulen fliegt sie mit uns durch die verlassen daliegende nächtliche Landschaft. Mein Kopf fühlt sich leer an, als würde alles aus ihm herausgesogen. Es ist genau die Befreiung, die ich gebraucht habe.

Das Ende der geraden Strecke kommt unerwartet schnell, und ich frage mich angstvoll, wann er endlich bremsen will. Noch fester bohren sich meine Finger in seine Rippen. Wenn wir in diesem Tempo in die nächste Kurve gehen, landen wir im Graben.

»Langsamer«, rufe ich.

Der Motorenlärm wird leiser, als er Gas wegnimmt und ich durch das Abbremsen wie ein gigantisches Gewicht gegen seinen Rücken gepresst werde. Lachend wendet er mir sein Gesicht zu, seine weißen Zähne blitzen. Ich atme erleichtert auf und umfasse wieder den Metallbügel hinter mir, lege den Kopf in den Nacken.

»Das war verdammt fantastisch«, sage ich und verschweige, dass mir gleichzeitig ganz schön mulmig war.

Er bringt das Bike, das jetzt nur noch kehligh schnurrt, am Straßenrand zum Stehen und stellt die Füße, an denen er nichts als Flipflops trägt, auf den matschigen Boden.

»Du bist nicht unbedingt passend angezogen«, sage

ich, schwinge mich vom Sitz hinunter und löse den Helmgiurt. »Ist wirklich eine nette Maschine.«

Ich klinge, als hätte ich Erfahrung mit Motorrädern, dabei habe ich diese Dinge eigentlich nie besonders gemocht. Doch durch diese eine Fahrt bin ich süchtig geworden nach dem Rausch der Geschwindigkeit, der einen für einen kurzen Moment alles andere vergessen lässt.

»Ich wusste, dass es dir gefällt«, sagt er, kickt den Ständer nach unten und drückt sich an mich.

Ein weißer Van kommt langsam um die Kurve. Der Fahrer ist ganz auf sein Handy konzentriert – ich erkenne es an dem schwachen Lichtschein des Displays, der sein Gesicht beleuchtet. Uns beachtet er gar nicht.

»Wir haben nicht mehr lange«, sagt er. »Bald wird jemand diese Schönheit vermissen.« Er streichelt mit einer Hand den Motorradsattel und mit der anderen mein Hinterteil.

Mein Magen verkrampft sich bei dem Gedanken an das, was wir getan haben, und in meinem Kopf dreht sich alles. Eine Folge von zu viel Alkohol und all dem Zeug, das ich geraucht habe. Was es genau war, weiß ich nicht.

Leute wie ich tun solche Sachen eigentlich nicht.

»Vielleicht sollten wir die Maschine einfach stehen lassen und verschwinden«, schlage ich vor, denn auf einmal habe ich schreckliche Angst, erwischt zu werden.

Streifenwagen, Blaulichter, Cops, Handschellen, die Nacht in einer Zelle ... *Gefängnis.*

»Was? Willst du sie nicht selbst einmal fahren?« Seine Stimme hört sich enttäuscht an. »Nach all der Arbeit, die ich mir gemacht habe?«

Ich sehe das Bike an, die eleganten Linien, den schim-

mernden Lack, den imposanten silbernen Auspuff, und verspüre angesichts dieser Power erneut ein begehrlisches Prickeln. So habe ich mich nie zuvor gefühlt.

»Denkst du, das kann ich?«

Sein Mund streift meinen. »Na klar. Steig vorne auf.«

Er tritt zur Seite und hält das vibrierende Motorrad für mich fest. Erneut stülpe ich mir den Helm auf den Kopf, diesmal allerdings mit hochgeklapptem Visier, greife mit weit gespreizten Armen die Griffe des Lenkers, die für mich eine Spur zu weit auseinanderliegen. Schon im Leerlauf übertragen sich die Vibrationen auf meinen Körper, laufen kribbelnd meine Beine hinauf und durch meinen Rücken hindurch bis in mein benebeltes Hirn.

»Du kannst doch Auto fahren, oder?«, beschwichtigt er mich. »So anders ist das nicht.«

Sein Atem riecht nach Bier und Wodka. Ich frage mich, ob meiner genauso riecht und ob wir am Ende zusammen eingesperrt werden.

Als ich versuche, ihn durch die Helmöffnung zu küssen, stoße ich gegen seine Stirn, und wir kriegen einen hysterischen Lachanfall, der das Motorrad um ein Haar zum Kippen gebracht hätte.

Mit einem Mal aber vergeht mir mein Kichern. Plötzlich nämlich wird mir in einer lichten Minute klar, was wir getan haben, und ich beginne an allen Gliedern zu zittern. »Grundgütiger, wie konnten wir nur ein Motorrad klauen? Nicht auszudenken, wenn wir erwischt werden«, sage ich kleinlaut und würde am liebsten absteigen, denn das hier ist völlig falsch.

»Jetzt chill mal«, sagt er mit einem coolen Grinsen. »Willst du nun ein bisschen Spaß haben oder nicht?« Sei-

ne Hände ziehen mir vorsichtig den Helm vom Kopf, und sein Mund findet meinen, küsst meine Angst weg.

Das macht alles gleich besser.

»Schon«, behaupte ich tapfer, und obwohl es mir lieber wäre, er würde mich weiterküssen, lasse ich mir zeigen, wie man die Kupplung bedient, wann man Gas gibt, wo sich die Gang- und die Bremshebel befinden und wie man das Riesenteil mit der rechten Hand und dem Fuß zum Halten bringt. Ich gehe alles im Geiste durch und übe die entsprechenden Handbewegungen.

»Ich sitze direkt hinter dir«, beruhigt er mich. »Wir gehen es langsam an, und ich sage dir genau, was du tun musst. Und jetzt setz den hier wieder auf.«

Er gibt mir einen letzten Kuss, tiefer und zärtlicher denn je, bevor er mir den Helm überstülpt, das Visier herunterklappt und hinter mir aufsteigt. Ich bekomme ein schlechtes Gewissen, weil er ebenfalls einen tragen sollte.

Nachdem er mir geholfen hat, das Motorrad zu wenden, liegt vor uns erneut die lange Gerade der Devil's Mile. Besser als vom Rücksitz aus erkenne ich im Licht des Mondes, dass der Asphalt vom abendlichen Regen nach wie vor feucht schimmert. Gut bloß, dass seine Hände auf meinen liegen und mir beim Steuern helfen werden.

»Bereit?«, ruft er mir zu und lässt, als ich nicke, die Kupplung kommen.

Mit Tempo zwanzig kriechen wir vorwärts, aber für mich ist es mehr als genug, zumal man vorne die Geschwindigkeit stärker spürt. Noch balanciert er die Maschine mit den Füßen aus, doch sobald wir mehr Fahrt aufnehmen, stellt er sie auf die Stützen, und wir geraten leicht ins Schwanken.

»Halt die Umdrehungszahl«, ruft er. »Sonst würgst du sie ab.«

Nach einer Weile gewöhne ich mich daran, unter seiner Führung das Motorrad zu lenken, die Hebel am Lenker zu bedienen, während er die Fußpedale bedient.

»Das ist klasse«, rufe ich begeistert aus und gewinne sichtlich an Selbstvertrauen, will schneller fahren.

Bevor wir das Ende der Geraden erreichen, gebe ich noch ein bisschen Gas. Ich spüre, wie die Maschine heulend anzieht - es fühlt sich an, als würden wir mit mindestens hundertfünfzig Sachen dahinbrausen.

Wie im Rausch steuern wir auf die Kurve zu. Der pure Wahnsinn. Alle Vernunft ist ausgeschaltet, alle Vorsicht vergessen, alle Angst.

»Lass es mich allein machen«, signalisiere ich ihm.

Mein Herz schlägt heftig im Takt des ständig beschleunigenden Motorrads, scheint gleichzeitig mit ihm auf Touren zu kommen, und ich merke, dass er dasselbe fühlt. Gebannt richte ich meine Augen auf den Tacho: siebzig, neunzig, hundert ... Und es geht noch mehr.

Ich kann zeigen, was ich draufhabe.

»Du bist ein Naturtalent«, brüllt er hinter mir.

Ohne weiter nachzudenken, drehe ich das Gas so weit auf, wie es geht.

Es wäre auch gar keine Zeit mehr zum Denken geblieben. Keine Zeit, überhaupt irgendwas zu tun. Angst und Dummheit, mangelnde Erfahrung und grenzenlose Selbstüberschätzung verhindern es. Nehmen selbst die kleinste Chance, der Vernunft zum Sieg zu verhelfen und im letzten Moment das Unheil noch abzuwenden. Bevor wir realisieren, was geschieht, schießt das Bike nach vorn,

schleudert meinen Kopf nach hinten in sein Gesicht. In diesem Moment erst begreife ich schlagartig, dass es zu spät ist.

Vor uns taucht die Silhouette eines Baumes auf. Mit unverminderter Geschwindigkeit halten wir direkt auf ihn zu.

Ich höre seine Stimme hinter mir, ohne die Worte zu verstehen. Sein Fuß tritt gegen meinen, seine Hände tasten nach dem Lenker, erreichen die Gas- und Bremshebel aber nicht rechtzeitig.

Ein harter Stoß wirft mich von der Maschine. Ich fliege, werde durcheinandergewirbelt. Oben und unten verschwimmen. Der Boden ist über mir, unter mir, bis ich schließlich in die harte Erde gepresst werde. Meine Knochen knacken, ein stechender Schmerz fährt mir durch den Rücken und durch mein verdrehtes Bein, in meinem Mund habe ich den Geschmack von Blut.

Dann schwinden mir die Sinne.

Als ich die Augen wieder öffne, spüre ich die kalte Nachtluft auf meinem Gesicht, bin verwundert, dass ich noch lebe. Vorsichtig bewege ich Arme und Beine, suche mit den Fingern nach irgendeinem Halt, nach einem Anhaltspunkt, der mir verrät, wo ich mich befinde.

»Wo bist du?«

Ich versuche zu schreien, zu rufen, schaffe es aber nicht. Mehr als ein schwaches Flüstern bringe ich nicht heraus.

Vergeblich horche ich auf eine Antwort. Die Nacht ist still bis auf den Wind, der in der Hecke über mir raschelt. Offenbar bin ich in einem Graben gelandet.

»Hallo?«

Meine Hände wandern zu meinem Kopf, alles tut weh.

Jeder Knochen und jeder Muskel meines Körpers. Ich zittere wie wild, Tränen strömen mir übers Gesicht. Ob vor Schmerz, Angst oder Hilflosigkeit, vermag ich nicht zu sagen. Was habe ich getan?

Lieber Gott, hilf mir! Lass ihn okay sein! Bitte, lass ihn okay sein!

Kaum habe ich diese Bitte gestammelt, sehe ich ihn. Eine verdrehte Gestalt, gekrümmt an einem Baumstamm liegend. Ein Bild, das sich für alle Zeiten in mein Gedächtnis gebrannt hat.

Nein, das kann nicht er sein, denke ich. Das ist der Kadaver irgendeines Tieres. Doch als ich mich langsam aufrichte und zu dem Baum humpel, erkenne ich grüne Shorts und ein gestreiftes T-Shirt. Die Flipflops sind nirgends zu sehen. Das Motorrad liegt ein Stück entfernt, ein kaum wiedererkennbarer Haufen aus rotorangefarbenem Metall.

Ich sinke neben ihm auf die Knie. Er rührt sich nicht.
»Wach auf. Rede mit mir!«

Ich fasse seine Schulter an, die sich noch warm anfühlt, und schüttele ihn. Alles ist voller Blut, eine Seite seines Kopfes zerschmettert, der Schädel aufgebrochen, sein Hals viel zu weit nach hinten gebogen, und aus seinem rechten Unterarm ragt ein rötlicher Knochen hervor. Von dem leblosen Körper steigt ein seltsamer Geruch in die Nachtluft. Obwohl ich es weiß, schaffe ich es nicht, das Wort *tot* zuzulassen, geschweige denn es auszusprechen. Bloß ein klagender Laut wie der eines verwundeten Tieres kommt über meine Lippen.

Nicht durchdrehen, ermahne ich mich. Bleib ruhig. Fühl seinen Puls. Schau nach, ob sich nicht ein Lebens-

zeichen findet. Ruf einen Krankenwagen und die Polizei ... Halt einen Wagen an ...

Ich stehe auf, kämpfe gegen den Schmerz an, bemühe mich, die Dunkelheit zu durchdringen und mein Gleichgewicht wiederzufinden. In meinem Kopf dreht sich alles wie verrückt, alles wirkt größer, unheimlicher und verzerrter. Mir kommt es vor, als würden sich die Bäume zusammenrotten, um mich zu umzingeln, und die Hecken ihr Astwerk wie Tentakel ausstrecken, um mich zu packen.

Böses, böses Mädchen, zischelt es in der schwarzen Nacht.

Was soll ich tun?

Natürlich weiß ich, was das Richtige wäre, und trotzdem habe ich Angst davor. Weil ich mich fürchte, für den Rest meines Lebens hinter Gitter zu kommen.

Verdientermaßen.

Schließlich bin ich gefahren, mit reichlich Alkohol intus. Gut, das mit dem Klauen des Motorrads würde zulasten des Mannes gehen, den ich liebe. Nur dass er tot ist und ich nicht.

Plötzlich macht es in mir klick – als würde er mir sagen, was ich tun soll.

Und dann geht alles ganz schnell. Ich gehe zurück zu dem Graben, werfe den Helm weg und humple von der Unfallstelle, ohne mich noch einmal umzudrehen. Ich glaube in diesem Moment, dass sich dadurch grausame Erinnerungen und quälende Träume fernhalten lassen. Hoffe, so tun zu können, als wäre das alles nicht passiert. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Ich würde eines Besseren belehrt werden.

Plötzlich sehe ich ein Auto herankommen. Was, wenn man mich hier sieht? In meiner Panik klettere ich so rasch ich kann über ein Weidegatter, ducke mich hinter ein Gebüsch. Gerade im letzten Augenblick, denn ganz knapp bloß entgehe ich dem Scheinwerferkegel.

Ich höre, wie der Wagen langsamer wird, stelle mir das Entsetzen des Fahrers vor, wenn er den zerfetzten Körper entdeckt.

Ein paar Sekunden verharre ich noch in meinem Versteck, dann hinke ich geduckt weiter und verschwinde in der Nacht. Was aus mir werden soll, das weiß ich allerdings nicht.

Detective Inspector Lorraine Fisher bremste und bog von der Hauptstraße ab. Jetzt würden sie keine Stunde mehr brauchen. Obwohl die Fahrt von Birmingham nach Warwickshire nicht allzu weit war, raffte sie sich höchstens zwei- oder dreimal im Jahr dazu auf.

In ihrem Leben war kein Platz für Bedauern oder Gewissensbisse.

Deshalb störte es sie auch nicht, dass sie ihre jüngere Schwester lediglich an Weihnachten, Geburtstagen oder, wie jetzt, bei dem üblichen Treffen im Sommer sah. Lag es daran, dass ihr die Aussicht auf eine Woche ohne Arbeit furchtbar lang vorkam, oder graute ihr mehr vor dem engen Zusammensein mit ihrer Schwester?

Sie blickte zu ihrer Tochter hinüber. »Wird dir so nicht schlecht?«

Stella starrte bereits seit einer Dreiviertelstunde auf ihr Handy, schrieb eine SMS nach der anderen, verschickte Nachrichten via Facebook und machte irgendwelche Spiele.

Lorraine hatte gehofft, mit ihr reden zu können, etwas über ihr Zeugnis zu erfahren und zu hören, wie sie mit ihrem Geografieprojekt vorankam. Stattdessen musste sie sich die Langeweile mit einer Radiosendung vertreiben.

Schon beim Aufbruch war ihre Tochter mundfaul gewesen. Es hatte ihr ganz und gar nicht gepasst, in aller Hergottsfrühe loszufahren, und sie war nur aus dem Haus zu locken gewesen, dass sie im Auto Bacon-Sandwiches und Chips statt eines ordentlichen Frühstücks konsumieren durfte.

»Dad würde einen Anfall kriegen, wenn er das sehen könnte«, kicherte sie beim Anblick des ganzen Junkfood-Zeugs.

»Dann verraten wir es ihm einfach nicht, okay?«, schlug Lorraine vor.

Stella genoss diese kleine Heimlichtuerei sichtlich. »Er kann Grace ja nachher zwingen, eimerweise Biojoghurt und Beeren zu essen.«

Grace war die ältere Tochter, die später am Tag mit einer Freundin in ein Sportcamp fahren würde und deshalb ausschlafen wollte.

Lorraine dachte erneut an ihre Schwester, die eine rastlose Seele und nie zufrieden war. Was nichts daran änderte, dass sie Jo liebte und sie immer beschützt, immer auf sie aufgepasst und sie immer aufgefangen hatte, aber das pflegte stets seinen Preis zu haben. Worin würde er wohl diesmal bestehen?

Vor einigen Tagen hatte sie am Telefon erfahren, dass diese gemeinsame Woche ganz wie in alten Zeiten werde, und das bereitete Lorraine Sorgen. »Alte Zeiten« bedeutete, dass Jo mal wieder in einer emotional schwierigen Phase steckte, einer Krise womöglich, in der sie vor lächerlichen oder gar falschen Entscheidungen bewahrt werden musste. Und wie früher würde dieser Part der vernünftigen älteren Schwester zufallen.

Wem sonst?

»Musst du so ruckhaft fahren?«, unterbrach Stella ihre trüben Gedanken.

Lorraine verdrehte die Augen und grinste. »Das bin nicht ich, daran ist die Landstraße schuld. Wir sind hier nämlich nicht in der Stadt. Wenn du mal von deinem Handy aufblicken würdest, könntest du Kühe und so sehen«, sagte sie und deutete nach vorne.

Endlose Felder, Äcker und Wiesen, unterbrochen durch dunkle Baumgruppen, erstreckten sich vor ihnen bis zum Horizont. Alles wirkte üppig und fruchtbar, leuchtete in allen Schattierungen von Grün, Gelb und Braun, dazwischen bunte Blüten von Feld- und Wiesenblumen.

Das war ein ganz anderes Bild als die zugebauten Wohnviertel von Moseley, einer Vorstadt von Birmingham, und im Grunde ihres Herzens beneidete Lorraine ihre Schwester sogar darum, dass sie nach wie vor auf dem Land lebte. In Radcote, wo sie gemeinsam aufgewachsen waren, bis sie als die Ältere mit achtzehn in die Großstadt floh. Zwar konnte sie sich inzwischen, nach fünfundzwanzig Jahren, ein anderes Leben nicht mehr vorstellen, doch würden diese Dörfer in Warwickshire für immer einen Platz in ihrem Herzen behalten.

Der blassrötliche Stein der Häuser, die tief herabgezogenen Reetdächer der Cottages, der Wiesenkerbel an den Straßenrändern, die winzige Post mit dem muffigen Dielemboden, die Ecke mit den großen Gläsern voller Süßigkeiten auf den schiefen Regalen, die Kirchen mit ihren spitzen Türmen, die als Wegmarken auf endlosen sommerlichen Radtouren dienten – all das hatte sich Lorraine tief eingepägt.

Als die Straße schmaler wurde und sich zwischen Bauernhöfen und Weiden, Feldern und Scheunen voller Heustapel hindurchwand, drehte Lorraine das Fenster herunter und atmete tief durch. Die Luft schmeckte süßlich und ein wenig streng. Genauso, wie sie es in Erinnerung hatte, und sie spürte bereits, wie ein heimatliches Gefühl von ihr Besitz ergriff.

Lorraine lächelte. Diese Woche war exakt das, was sie brauchte: eine dringend benötigte Pause.

Sie setzte den rechten Blinker, um in eine noch schmalere Straße einzubiegen, die auf beiden Seiten von hohen Hecken gesäumt wurde. Hier und da gab es mit Gattern versperrte Zufahrten zu den Feldern, die Spuren großer Traktoren und Landmaschinen aufwiesen.

»Was ist, wenn uns jetzt jemand entgegenkommt?« Stella steckte ihr Handy ein und drückte die Arme gegen den Bauch, als würde ihr gleich übel.

»Dann muss einer zur nächsten Einbuchtung zurücksetzen.«

»Und wenn keiner will?«

»Irgendwann wird sich einer bequemen, sonst stehen wir ja den ganzen Tag hier.«

Lorraine war an die endlosen Fragen ihrer Tochter gewöhnt und ertrug sie geduldig, denn selbst wenn sie häufig lediglich Belanglosigkeiten von sich gab, blitzte zwischendurch ein Anflug von Brillanz oder ungewöhnlichem Durchblick auf, und das durfte sie als Mutter nicht im Keim ersticken. Außerdem betrachtete sie inzwischen das Geplapper als fast beruhigendes Hintergrundgeräusch.

»Auf dem Land sind die Leute meistens nett«, fügte

sie lächelnd hinzu. »Du musst dir also keine Sorgen machen.«

»Und wenn sie eine Waffe haben?«

»Nun, dann hat man ein Problem«, gab Lorraine zu und beschleunigte, als hinter einer Biegung ein längeres gerades Stück kam. »Weißt du, wie diese Straße genannt wird?«, fragte sie Stella. Sie selbst hatte diesen Abschnitt früher gruselig gefunden und regelmäßig fester in die Pedale getreten, wenn sie von einem Besuch bei der Freundin im Nachbardorf heimfuhr.

»Keine Ahnung.«

»Dieser Straßenabschnitt wird Devil's Mile genannt, aber ich hab keinen Schimmer, warum.«

»Wahrscheinlich, weil hier irgendwo der Teufel haust oder so. Würde nicht schaden, wenn er mal ein bisschen Leben in diese öde Gegend bringt.«

Offensichtlich war ihre Tochter schwer zu beeindrucken, dachte Lorraine. Weder vom Teufel noch von landschaftlicher Schönheit. Oder sie war bereits wieder zu sehr von neuen Nachrichten auf ihrem Handy abgelenkt, die soeben durch lautes Piepen angekündigt wurden. Vermutlich konnte sie es sich schenken, weiter auszuholen und Stella zu erzählen, dass hier schon die Römer Straßen gebaut hatten.

Kurz darauf fiel ihr ein Baum auf, an dessen Stamm vom Regen aufgeweichte Zettel und Bilder geheftet waren. Verwelkende Blumensträuße lagen darunter im Gras.

Lorraine kannte diese improvisierten Gedenkstätten nur zu gut. Hier waren Menschen meist durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Gelegentlich wurde sie selbst sogar an einen solchen Ort gerufen. Dann näm-

lich, wenn sich der Unfallhergang nicht eindeutig rekonstruieren ließ und vorsätzliches Fremdverschulden nicht auszuschließen war. Lorraines Spezialgebiet waren Tötungsdelikte.

»Sehr traurig«, sagte sie.

»Was?«

»Diese Blumen. Jemand ist hier wohl bei einem Unfall gestorben.«

»Vielleicht hat der Teufel ja jemanden umgebracht.« Stella riss eine kleine Chipstüte auf und stopfte sich eine Handvoll in den Mund.

Bevor ihre Mutter antworten konnte, hatten sie bereits ihr Ziel erreicht.

»Ich fasse es nicht, dass du mir nichts erzählt hast.« Lorraine löste sich aus der Umarmung ihrer Schwester und sah sie tadelnd an. »Immerhin scheint es sich um eine echte Familienkrise zu handeln.«

Sie waren kaum aus dem Wagen gestiegen, als Jo bereits barfuß und mit wehendem Rock aus dem Haus gelaufen kam. »Malc hat sich aus dem Staub gemacht«, rief sie ihnen gleich entgegen.

»Wann?«

Lorraine warf Stella eine Tasche zu, schloss das Auto ab und folgte Jo zum Haus.

»Vor zwei Monaten.«

»So lange schon, und du bist nicht auf die Idee gekommen, mich anzurufen und es mir zu erzählen?«

»Ich wollte dich nicht beunruhigen. Du hast schließlich immer so viel um die Ohren.«

Die Worte der Schwester lösten bei Lorraine prompt

ein schlechtes Gewissen aus. Jo hatte ja recht. Ihre Arbeit ließ ihr kaum Zeit für etwas anderes, nicht einmal für die Familie. So war es immer gewesen, und das würde sich auch nie ändern. Allerdings klang es aus Jos Mund so, als sei das ganz allein Lorraines Schuld. Als könnte es auch anders gehen.

»Und außerdem«, fügte sie hinzu, »wollte ich es dir lieber persönlich erzählen.«

Sobald sie die Diele von Glebe House betraten und in die kühle, ein bisschen muffige Luft eintauchten, fühlte Lorraine sich in ihre Kindheit zurückversetzt. Und es hätte sie nicht gewundert, wäre ihre Mutter aus der Küche gekommen mit bemehlten Händen, die sie an der Schürze abwischte, um die Tochter zu begrüßen. Sie meinte sie geradezu vor sich zu sehen: das graue Haar wie immer zu einem festen Knoten aufgesteckt und bekleidet mit einem selbst genähten Rock, unter dem sie sommers wie winters dunkle Strumpfhosen trug.

Lorraine verdrängte die Erinnerung. Ihre Mutter gab es nicht mehr, und das Haus gehörte jetzt Jo.

Geblichen war die Kälte, die sie frösteln ließ. Die dicken Mauern hielten die Wärme meist draußen. Nur bei sehr großer Hitze, die in diesen Breiten eher selten war, änderte sich das. Und im Winter wurde es bloß dann gemütlich warm, wenn alle drei Kamine mindestens einen halben Tag lang brannten. Deshalb war die Küche seit jeher der bevorzugte Aufenthaltsort gewesen, denn hier spendete der Aga-Herd, auf dem auch gekocht wurde, eine angenehme Wärme.

»Komm her, lass dich mal richtig umarmen«, sagte Jo, nachdem sie die Taschen auf dem Steinboden abstellt

hatten, und legte die Arme um den Hals der Schwester, drückte sie fest an sich.

Lorraine spürte, dass Jo im Gegensatz zu ihr nach wie vor keine störenden Wülste und Polster angesetzt hatte. Na ja, bestimmt war der ländliche Lebensstil gesünder als ihr Alltag als gestresster Detective. Da aß man eben eher mal Bacon-Sandwiches und Chips oder was sich sonst an Junkfood anbot.

Gemeinsam betraten sie die Küche. Hier hatte sich seit Lorraines letztem Besuch nichts verändert. Man merkte nicht einmal, dass Malcolm ausgezogen war. Auf der Kommode lag eine Herrensonnenbrille, und am Haken neben der Hintertür hing eine Tweedkappe.

Merkwürdig, dachte Lorraine, eigentlich passte eine solche Kopfbedeckung nicht im Geringsten zu ihrem Schwager. Malc war ein urbaner Typ, der in der Londoner City arbeitete. Soviel sie wusste, war er unter der Woche nicht allzu häufig hier gewesen, hatte es meist vorgezogen, in seiner Atelierwohnung in den Docklands zu bleiben. Jetzt schien er sich gänzlich vom Landleben verabschiedet zu haben.

Jo allerdings wirkte nicht sonderlich bekümmert. Im Grunde schien ihr das Singledasein sogar zu bekommen. Sie wirkte frischer, lebhafter und zufriedener als früher, und ihre Augen funkelten beinahe übermütig.

»Kommst du finanziell klar?«, fragte Lorraine, denn ihre Schwester arbeitete seit Langem nicht mehr.

Jo nickte. »Malc ist sehr großzügig. Er gibt mir, was ich brauche.«

Stella, die Kopfhörer unverändert in den Ohren, zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor, was ein unangenehm

kreischendes Geräusch auf den rissigen Fliesen verursachte, ließ sich betont erschöpft darauf niedersinken und gähnte demonstrativ, bevor sie den Kopf auf die Holzplatte legte. »Arme kleine Stella«, sagte Jo, die ihre Nichten anbetete, mitleidig und rieb den Rücken des Mädchens. »Hast du letzte Nacht nicht den nötigen Schönheitsschlaf gekriegt?«

Eine Antwort erhielt sie nicht. Lediglich ein unartikulierte Brummen war zu hören, das von Stellas verschränkten Armen beinahe vollständig verschluckt wurde.

Die Tante ließ sich dadurch nicht beeindrucken.

»Du kannst mir einen Gefallen tun und Freddie wecken gehen«, schlug sie vor und gab erst auf, als ihre Nichte weiterhin beharrlich schwieg. »Soll ich einen Tee machen?«, wandte sie sich stattdessen an die Schwester.

»Ja, gerne.«

Lorraine versuchte, sich ihre Sorge über die veränderte Familiensituation nicht anmerken zu lassen. Malcolm hatte dem Leben ihrer Schwester in den letzten acht Jahren eine gewisse Stabilität gegeben und zudem ihren Sohn adoptiert, obwohl es sicher nicht immer leicht gewesen war mit den beiden. Warum mochte er jetzt so Hals über Kopf verschwunden sein?

Vielleicht eine Jüngere, eine Frau, die weniger genervt war von der Erziehung eines heranwachsenden Jungen, der sich gerade im schwierigsten Alter befand. Eine, mit der er sich besser in London vergnügen konnte.

Mit dem Teetablett gingen sie hinaus in die Mittagssonne, setzten sich an den weiß lackierten Gusseisentisch, den ihr Vater früher alle paar Jahre mit Sandpapier

abzuschmiegeln und frisch zu streichen pflegte. Seit Jo vor fünf Jahren hier eingezogen war, arbeitete sie sich alleine in dem viertausend Quadratmeter großen Garten ab und setzte alles daran, dass er gepflegt wie zu Zeiten der Eltern aussah. Nirgends war ein Fitzelchen Unkraut zu entdecken. Überall blühten Büsche und Stauden, und ein betäubender Duft lag in der Luft, dominiert von den Lavendelranken an der Laube und der dichten Rosenhecke. Lorraine hatte lange genug hier gelebt, um zu wissen, wie viel Mühe das alles machte.

Kein Vergleich zu ihrem sonnenarmen, handtuchgroßen Garten, den sie höchstens für gelegentliche Grillabende nutzten oder um dort heimlich zu rauchen, was allerdings lediglich Lorraine betraf. Da weder sie noch ihr Mann Adam gärtnerischen Ehrgeiz besaßen und überdies nie Zeit hatten, wirkte ihr ohnehin bescheidener Garten wenig einladend. Bis auf ein gelegentliches Rasenmähen war in diesem Jahr rein gar nichts passiert.

»Ich vermute mal, es gab eine Affäre, stimmt's?«, fragte sie behutsam und wechselte, als die Schwester sich in Schweigen hüllte, schnell das Thema. »Dein Garten ist übrigens eine Pracht. Meiner hätte nur dann eine Chance, wenn aus Kippen Blumen sprießen würden.«

»Ja«, erwiderte Jo lächelnd. »Da hast du recht – ich meine die Affäre, nicht die Kippen.«

»Tut mir leid. Du hast ihn hoffentlich mit Pauken und Trompeten rausgeschmissen und ihm keinen ehrenvollen Abgang erlaubt.«

Jo fischte den Teebeutel aus Lorraines Becher, rührte Milch und etwas Zucker hinein und schob ihn über den Tisch. »Er ist ganz friedlich und freiwillig gegangen.«

»Ja, darauf möchte ich wetten.«

»Es ist anders, als du denkst«, begann ihre Schwester und seufzte. »Ich bin es mit der Affäre, nicht er.«

Lorraine holte Luft. »Verstehe«, sagte sie und starrte gedankenverloren in ihren Teebecher.

Was würde aus dem Haus, falls Jo es verließ, überlegte sie. Es hatte ihren Eltern gehört, war das Zuhause der Töchter gewesen, und irgendwann sollte Freddie es bekommen. Nach dem Tod ihres Mannes vor zehn Jahren war die Mutter noch einige Zeit dort wohnen geblieben, aber allein fühlte sie sich nicht wohl in dem Haus. Zu groß, zu leer, zu traurig ...

Und zu viel Arbeit, vermutete Lorraine.

Jedenfalls hatte June eines Tages das Nötigste zusammengepackt und war sang- und klanglos verschwunden, um fortan in einem Wohnwagen an der Küste von Cornwall zu leben. Ohne ein Wort zu sagen. Ein Monat verging, bis sie von ihrem Aufenthaltsort erfuhren. Nach Glebe House war sie nie wieder zurückgekehrt. Nicht einmal für einen Besuch.

Keiner verstand, warum. So war sie einfach.

Auch vermochte niemand nachzuvollziehen, dass sie den Besitz komplett auf ihre jüngste Tochter überschrieb, während Lorraine leer ausging. Wenn die Mutter damit allerdings einen Familienzweist provozieren wollte, so sah sie sich getäuscht. Bevor es nämlich zu Erbstreitigkeiten kommen konnte, tat Jo unaufgefordert das einzig Richtige und zahlte ihre übergangene Schwester aus – vielmehr übernahm Malc das auf ihren Wunsch hin.

Seitdem fühlte die Ältere sich der Jüngeren verpflichtet. »Er hat dich doch nicht irgendwie ... geschlagen oder

so?«, kam Lorraine auf Malcolms Weggang zurück und trank einen Schluck Tee.

In der folgenden Stille war nichts als das Summen der Insekten zu hören, die die Blumenpracht umschwirrten.

Ein solcher Verdacht war Lorraine bereits vor ein paar Jahren bei einem Weihnachtsbesuch gekommen, als sie einen blassgrünen Bluterguss an Jos Oberarm entdeckte. Sie konnte einfach ihr beruflich bedingtes Misstrauen nicht abstellen. Damals wurde ihre Frage empört zurückgewiesen, und auch jetzt schüttelte ihre Schwester den Kopf.

»Ich hab einfach einen anderen kennengelernt«, sagte sie. »Zwischen uns hat es sofort gefunkt. Malc war ja so gut wie nie da, und im Grunde haben wir uns vermutlich nie besonders verstanden. Zu unterschiedlich, verstehst du.« Sie wedelte eine Wespe fort und zuckte zurück, als das Insekt wiederkam.

»Warst du einsam?«

»Nein, war ich nicht«, erklärte Jo entschieden.

»Was dann?«

»Das kann ich ehrlich nicht sagen.«

Konnte sie nicht, oder wollte sie nicht den Grund für die Trennung nennen? Lorraine war sich nicht sicher und hoffte bloß, dass es sich nicht wieder um einen von Jos unbedachten Entschlüssen handelte, die sie später bitter bereuen würde.

Wie auch immer: Lorraine würde es fürs Erste nicht herausfinden, denn ihr Neffe Freddie stolperte soeben in einer Pyjamahose und einem schmuddeligen blauen Bademantel auf die Terrasse. Seine nackten Füße sahen riesig aus, und sie überlegte, wann sie ihn das letzte Mal gese-

hen hatte. Lange nicht. Viel zu lange angesichts der Tatsache, dass sie nicht allzu weit voneinander entfernt lebten.

Objektiv betrachtet war es eine Schande, aber alle guten Vorsätze scheiterten letztendlich immer an mangelndem Interesse oder an mangelnder Zeit. Oder eben an beidem.

»Mein Gott, Freddie, du bist ja schon wieder einen halben Meter gewachsen!« Lorraine stand auf, breitete die Arme aus und ignorierte entschlossen den gequälten Gesichtsausdruck ihres Neffen, der die Umarmung sichtlich widerwillig über sich ergehen ließ. »Du siehst gut aus«, fügte sie betont heiter hinzu.

»Du ebenfalls«, gab er höflich zurück.

Wieder einmal wunderte Lorraine sich über Freddie's gute Manieren im Vergleich etwa zu denen ihrer Töchter, die sich Unwillen und Abneigung sehr viel stärker anmerken ließen als der Cousin. Sie wusste, dass Malcolm viel Wert auf tadellose Umgangsformen legte, das musste man ihm zugutehalten. Egal, was zwischen ihm und seiner Frau gelaufen war.

»Und was hast du heute so vor?«, wandte Jo sich an ihren Sohn. »Ich meine, bevor wir am Nachmittag gemeinsam ins Theater gehen?«

Erwartung klang aus der Stimme der Schwester. Lorraine kannte diesen Ton allzu gut. In ihm schwang die vage mütterliche Hoffnung mit, dass sich die Aktivitäten des Nachwuchses nicht auf Fernsehen und Ausräumen des Kühlschranks beschränken würden. Ihr erging es mit ihren Töchtern schließlich nicht viel anders.

Freddie zuckte unschlüssig mit den Schultern. »Weiß nicht. Vielleicht komme ich gar nicht mit. Muss erst mal richtig wach werden.«

Ihm war anzumerken, dass er es bereits bedauerte, dass er sich überhaupt nach draußen bequemt hatte.

»Hast du Stella begrüßt?«

Die Erwähnung seiner Cousine entlockte ihm ein Grinsen.

»Wie man's nimmt, sie schläft am Küchentisch und hat mich kaum beachtet«, sagte er mit dem für ihn typischen liebenswerten Lachen und strich sich durch sein wirres blondes Haar, das entgegen der gängigen Teenagermode nicht stylisch kurz geschnitten war.

»Wie wäre es, wenn du mit ihr zum Herrenhaus gehst?«

»Wozu?«

Jo zögerte, schirmte ihre Augen mit der Hand ab und blickte über den Garten. »Na, ihr könnt euch die Pferde ansehen oder so. Vielleicht trifft ihr Lana. Es ist so ein schöner Morgen, da solltet ihr nicht drinnen hocken.«

Freddie stieß einen Laut aus, der sowohl Erheiterung als auch Unlust zum Ausdruck brachte.

»Ja, okay«, gab er nach einer Weile nach. Ich gehe mit Stella raus, sofern du sie weckst.« Mit diesen Worten drehte er sich um und verschwand durch die Glasflügeltür in der dunklen Küche.

Jo runzelte die Stirn. »Wie wirkt er auf dich?«

»Groß«, meinte Lorraine. »Warum?«

Ihre Schwester legte die Finger um ihren Becher, hob ihn an die Lippen, trank einen Schluck und ließ ihre Blicke durch den Garten schweifen, um Zeit für ihre Antwort zu gewinnen.

»Ich mache mir Sorgen um ihn, das ist alles«, erklärte sie schließlich lapidar.

»Weshalb?«

»In letzter Zeit ist er nicht mehr er selbst. Ist verschlossen, mürrisch, sogar schroff. An manchen Tagen kommt er gar nicht aus dem Bett, und er hat aufgehört, sich mit seinen Freunden zu treffen.«

»Das klingt für mich nach einem normalen Achtzehnjährigen. Liebeskummer vielleicht?«

»Schön wär's«, erwiderte Jo. »Das würde immerhin bedeuten, dass er ausgeht, Freunde trifft, eben normal ist. Er hingegen hockt seit Monaten in seinem Zimmer am Computer.«

»Ist sicher nur eine Phase.« Lorraine sah ihre Schwester prüfend an und bewunderte einmal mehr die beneidenswert blauen Augen und das glänzende blonde Haar. »Oder denkst du, dass ihn eure Trennung härter trifft als vermutet. Er hängt immerhin sehr an Malc.«

Jo rutschte nervös auf ihrem Stuhl hin und her.

»Das hatte ich ebenfalls überlegt, doch er war schon so vor Malcolms Auszug.« Sie rieb sich die Augen, und als sie aufschaute, lag echte Angst in ihrem Blick. »Ich höre ihn oft weinen«, fügte sie hinzu. »Oben in seinem Zimmer. Es ist kein normales Weinen, sondern so ein herzerreißendes Schluchzen.« Sie zögerte, bevor sie weitersprach. »Nach allem, was geschehen ist, könnte ich es nicht ertragen, wenn ihm irgendwas passiert.«



Samantha Hayes

Das Dunkel in dir

Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0210-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2016

Sie wählen den Tod. Doch wollen sie wirklich sterben?

Vor knapp zwei Jahren wurde das englische Dorf Radcote von einer Selbstmordserie heimgesucht. Gerade erst ist ein wenig Normalität in den Ort zurückgekehrt, da wird der Abschiedsbrief eines tödlich verunglückten jungen Mannes gefunden. Detective Inspector Lorraine Fisher wollte in Radcote eigentlich ein paar entspannte Wochen bei ihrer Schwester Jo verbringen. Doch als ein zweiter Junge sich das Leben nimmt und dann auch noch ihr Neffe Freddie verschwindet, weiß Lorraine, dass sie schnell herausfinden muss, ob es sich bei den Todesfällen womöglich doch um grausame Verbrechen handelt. Und sie muss Freddie finden, bevor es zu spät ist ...

 [Der Titel im Katalog](#)